

Rastplatz aufgesucht. Das festzustellen, wäre von größter Bedeutung, denn es scheint bisher, als sei die Besiedlung im nördlichen Franken um 35000 v. Chr. mit dem Ende des Mittelpaläolithikums abgebrochen und erst im ausgehenden Paläolithikum um 10000 v. Chr. wieder aufgenommen worden.

Bei allem Bemühen ging man bei den Ausgrabungen sehr großzügig vor, so daß viele Knochen und Steingeräte zusammen mit dem Abraum über den Steilhang vor der Höhle hinuntergeschüttet wurden. Immer wieder haben Sammler dort so manches schöne Stück gefunden. Eines davon soll hier vorgestellt werden. Das Steingerät wurde 1970 von M. Moser (Regensburg) auf der Schutthalde vor dem Hohlen Fels aufgelesen und kürzlich den Fachinstitutionen vorgelegt (Abb. 4). Es besteht aus einem dichten, weißgrauen, verkieselten Kalkscherben, wie er in der Nähe der Höhle vorkommt, und besitzt annähernd triangulären Umriß. Allerdings fehlt die eine basale »Ecke«; sie wird von einer alten, senkrechten Spaltfläche des Kalkscherbens eingenommen. Auf der Oberseite hat sich streckenweise die natürliche Oberfläche erhalten. Die Basis wurde durch eine Frostaussprengung beschädigt. Die rechte Kante ist sorgfältig und regelmäßig

zugerichtet, die linke dagegen nur flüchtig. Die Unterseite des Artefakts ist wesentlich weniger sorgfältig retuschiert. Drei große Abschlüge haben dazu gedient, das Rohstück zu verdünnen und ihm seine Gestalt zu geben. Nur wenige zusätzliche Retuschen regulieren die Kanten. In seiner überlieferten Form muß man das Gerät als beidflächig überarbeiteten Schaber ansprechen. Es scheint jedoch, als habe man ursprünglich einen kleinen, dünnen Faustkeil oder Fäustel herstellen wollen, dieses Vorhaben dann aber aufgegeben, als die linke Kante des Geräts beim Retuschieren entlang einer Kluftfläche ausbrach und deshalb eine durchgehende Schärfung der Schneide nicht mehr möglich war. Nach dem Typ des Gerätes zu urteilen, stammt es aus der Kulturschicht des Micoquien und damit aus einem älteren Abschnitt der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit.

Obwohl die Funde vom Hohlen Fels bei Hapurg heute keine größere Aussagekraft mehr besitzen als die einer Oberflächenfundstelle, wäre es dennoch eine dankenswerte Aufgabe, alle ausgegrabenen und aufgesammelten Steingeräte zusammenzutragen und monographisch vorzulegen, damit man sich ein Bild davon machen kann, zu welchen Zeiten diese wichtige Höhlenstation besiedelt gewesen ist.

C. Züchner

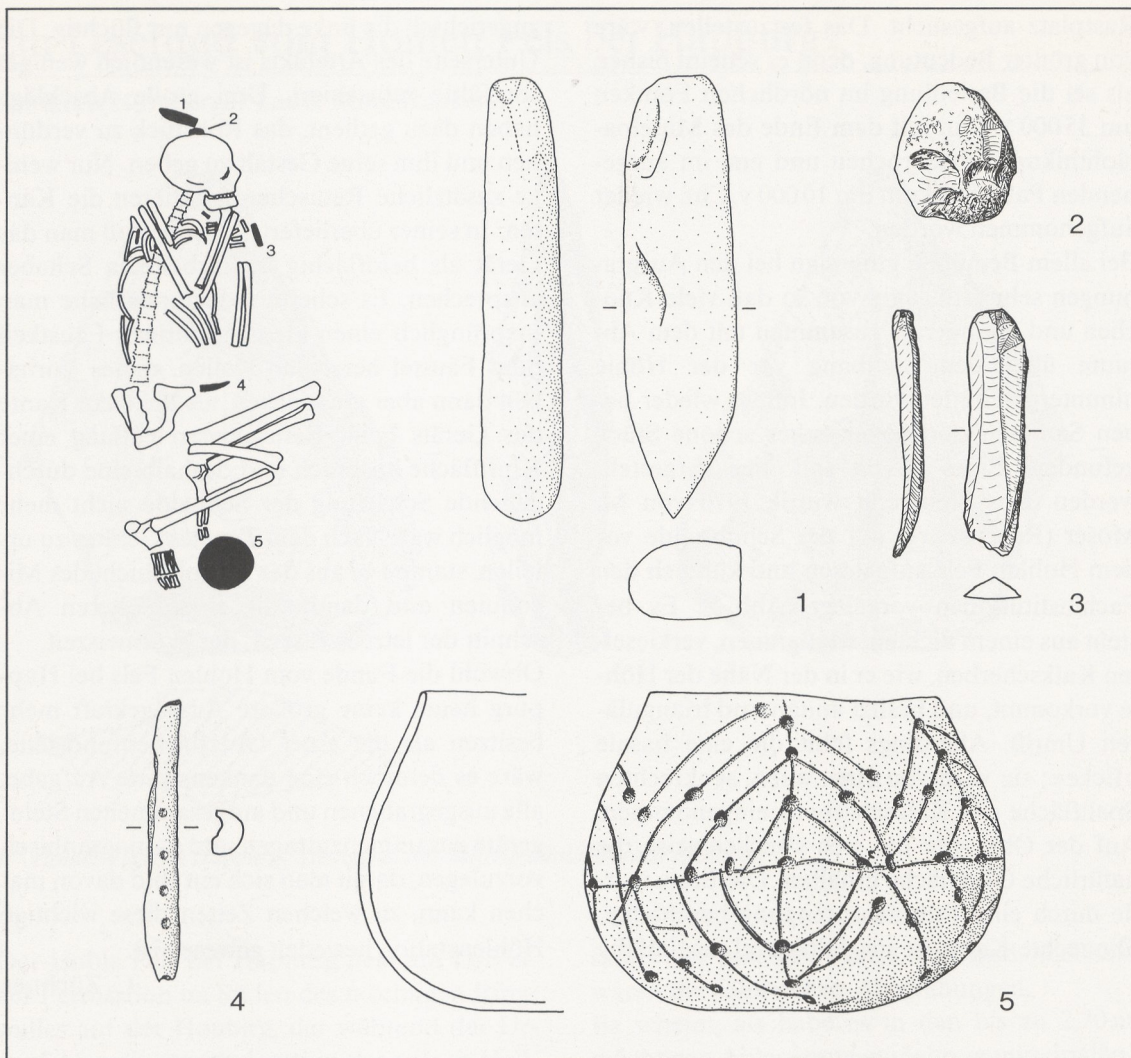
Das linienbandkeramische Gräberfeld von Stephansposching

Landkreis Deggendorf, Niederbayern

Im Vergleich zu den außerordentlich zahlreichen linienbandkeramischen Siedlungen in Ostbayern sind bis heute, trotz verstärkter bodendenkmalpflegerischer Bemühungen, Gräberfelder erheblich unterrepräsentiert. Dies hatte zur Folge, daß zentrale Friedhöfe für mehrere gleichzeitige Ansiedlungen in Erwägung gezogen wurden. Bei dem dürftigen Forschungsstand, der im Raum zwischen Regensburg, Landshut und Deggendorf bislang nur vier Gräberfelder bzw. Gräberfeldausschnitte aufzuweisen hatte, war die Auffindung eines weiteren Bestattungsplatzes im Donaoraum von erheblicher Bedeutung.

Das linienbandkeramische Gräberfeld von Stephansposching liegt im Zentrum des Ortes

am Hochterrassenrand zur Donau. Anlaß für die Entdeckung war der geplante Bau einer Mehrzweckhalle. Was zunächst nach einer reinen Routineuntersuchung in einem alt- und mittelneolithischen Siedlungsareal, das durch Lesefunde und Fundbergungen bei einer benachbarten Baumaßnahme bekannt war, aussah, entpuppte sich als archäologische Besonderheit. Nach dem Humusabtrag mittels Planierraupen erfolgte von Hand eine Sondage zur Klärung der Befundsituation, wobei fast mit dem ersten Spatenstich ein bandkeramisches Brandgrab zutage kam. Aufgrund dieses glücklichen Fundes wurde eine Fläche von ca. 900 m² vollständig von Hand ergraben, um die unscheinbaren, mit sehr wenig Leichenbrand



5 Stephansposching. Linearbandkeramisches Grab. 1 Schuhleistenkeil; 2 Feuersteinknolle; 3 Feuersteinklinge; 4 »Knochenknebel«, wahrscheinlich Gürtelverschluß; 5 verzierter Kumpf. Maßstab 1:2.

ausgestatteten Brandgräber aufzufinden. Die von der Kreisarchäologie Deggendorf mit Unterstützung des Arbeitsamtes durchgeführte Ausgrabung stieß trotz einer Bauverzögerung von etwa einem Monat auf Verständnis der Verantwortlichen in der Gemeinde.

In dem stark entkalkten Lößlehm gestaltete sich die Untersuchung sehr schwierig. Sie erbrachte insgesamt etwa 40 Gräber, davon 75 Prozent Brand- und 25 Prozent Körpergräber. Allerdings handelt es sich bei dem untersuchten Areal nur um einen Ausschnitt des gesamten Friedhofes, weil sich innerhalb der Grabung keine Belegungsgrenzen abzeichneten. Ein Teil des Gräberfeldes muß beim Bau des Sportplatzes und der umgebenden Straßen unbeobachtet zerstört worden sein. Mit einer Ausnahme lagen alle Brandgräber oberhalb des Planums und waren teilweise nur noch

durch Steingeräte wie Schuhleistenkeile oder Flachhacken nachzuweisen (Abb.5). Sehr selten gab man Keramik in die kleinen Grabgruben.

Die Schächte der Körperbestattungen sind allgemein Ost-West orientiert. Sie enthielten in sieben Fällen dokumentierbare Skelettreste. Alle Toten wurden auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen, die Hände vor Brust oder Gesicht, also in Hockstellung, bestattet. Das Gesicht der Verstorbenen zeigte viermal nach Norden und dreimal nach Süden, fünfmal kam der Kopf im Osten und zweimal nach Westen zu liegen. Eine geschlechtsspezifische Ausrichtung der Skelette läßt sich vorerst nicht nachweisen.

Die Beigabenausstattung der Körpergräber ist nicht üppig, da sie meist nur Steingerät (Feuer- und Felsgesteingerät) und ein kleines Tonge-

fäß umfaßte. Nur aus einem Grab liegen Steinperlen, wohl Teile eines Frauenschmucks, vor. Mit dem Ausstattungsstandard der Stephansposchinger Gräber dürfte die allgemein übliche Beigabensitte des frühen Neolithikums zu fassen sein. Die auffallenden und vor allem aus dem großen Bestattungsort von Aiterhofen bei Straubing bekannten Gräber mit Spondylusschmuck sind dagegen eine Ausnahme

und möglicherweise auf einen bestimmten Personenkreis beschränkt.

Die Auffindung der Stephansposchinger Gräber zeigte sehr eindringlich, daß der schlechte Forschungsstand durchaus in der Natur der Quellen liegen kann, deren Unscheinbarkeit, vor allem was die Brandgräber angeht, die Auffindungschancen stark vermindert.

K. Schmotz

Luftbildpläne neolithischer Langhäuser bei Harting

Stadt Regensburg, Oberpfalz

Ein erster Übersichtsplan der neolithischen Siedlung von Regensburg-Harting wurde bereits in »Das archäologische Jahr in Bayern 1983«, S. 30, Abb. 7, vorgestellt. Es war dies überhaupt der erste an der Anlage zur digitalen Bildverarbeitung des Bayer. Landesamts für Denkmalpflege durch Entzerrung und Kompilation von Luftaufnahmen hergestellte Plan. Für die anschließende Grabung auf der großen Fläche leistete er wertvolle Dienste und erwies sich insbesondere bei der Interpretation der neolithischen Langhäuser als weitgehend richtig.

Obwohl im westlichen Teil der neolithischen Siedlung der Oberflächenhumus damals noch nicht maschinell abgetragen war, zeichnete sich bei Luftaufnahmen im Sommer 1981 eine Gruppe von Langhäusern als Bewuchsmerkmale im Getreide ab. Im Herbst 1984 wurde dann auch diese Fläche mit dem Bagger zum Kiesabbau freigelegt. Wiederum waren zunächst die archäologischen Strukturen aus der Luft nur sehr schlecht zu erkennen. Das Bild dieses Teils der Siedlung nahm erst wieder im Frühjahr 1985 nach der Schneeschmelze in Form von Boden- und Feuchtemerkmalen Gestalt an. Mehrere Durchfrosts- und Auftauzyklen hatten bis dahin die verwirrenden Arbeitsspuren der Bagger weitgehend ausgeglichen. Zwar kamen die archäologischen Strukturen nicht so klar wie im vorigen Frühjahr zutage, dafür waren aber bereits Erfahrungen bei der Interpretation solcher Bilder vorhanden. Auch konnte in der Zwischenzeit die

Technik der Bildauswertung am Computer verfeinert werden.

Während zur Erstellung des ersten Planes die zur Entzerrung der Schrägaufnahmen nötigen Paßpunkte nachträglich am Boden topographisch einzumessen waren, konnte zur Aufnahme des westlichen Teils bereits vorher ein 40-m-Paßnetz am Boden vermarktet werden. Neben den in der Fotogrammetrie üblichen Kreuzen zur Signalisierung der Paßpunkte haben sich dafür einfache Pappteller bewährt, die in der Mitte aufgeschnitten und über die Verpflockung des Paßnetzes geschoben wurden. Die Aufnahme der Fläche mit einer handgehaltenen Kleinbildkamera aus dem offenen Fenster des Flugzeuges zeigt nun außer den gesuchten archäologischen Strukturen auch das vermarkte Paßnetz. Die Verwendung von Spezialfilmen ermöglicht trotz des Kleinbildformats von 24 × 36 mm extreme Vergrößerungen und eine genügend genaue Wiedergabe auch kleiner Details, z. B. sogar einzelner Kieselsteine.

Als Grundlage zur Bildverarbeitung dient eine zehnfach vergrößerte Aufnahme auf einem mit Plastik beschichteten Kopiermaterial, das nach der nassen Dunkelkammerbehandlung gleichmäßig und verzerrungsfrei trocknet. Die Digitalisierung dieser Vorlage zur anschließenden Entzerrung am Bildcomputer geschieht in der sogenannten Videonorm über eine Fernsehkamera. Das Bild wird dabei in ein Raster von 512 × 512 Bildpunkten zerlegt. Am Monitor des Bildcomputers ist solch ein Bildpunkt etwa